Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 9

Artikel: Der Ferienanfang
Autor: Tschopp, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066979

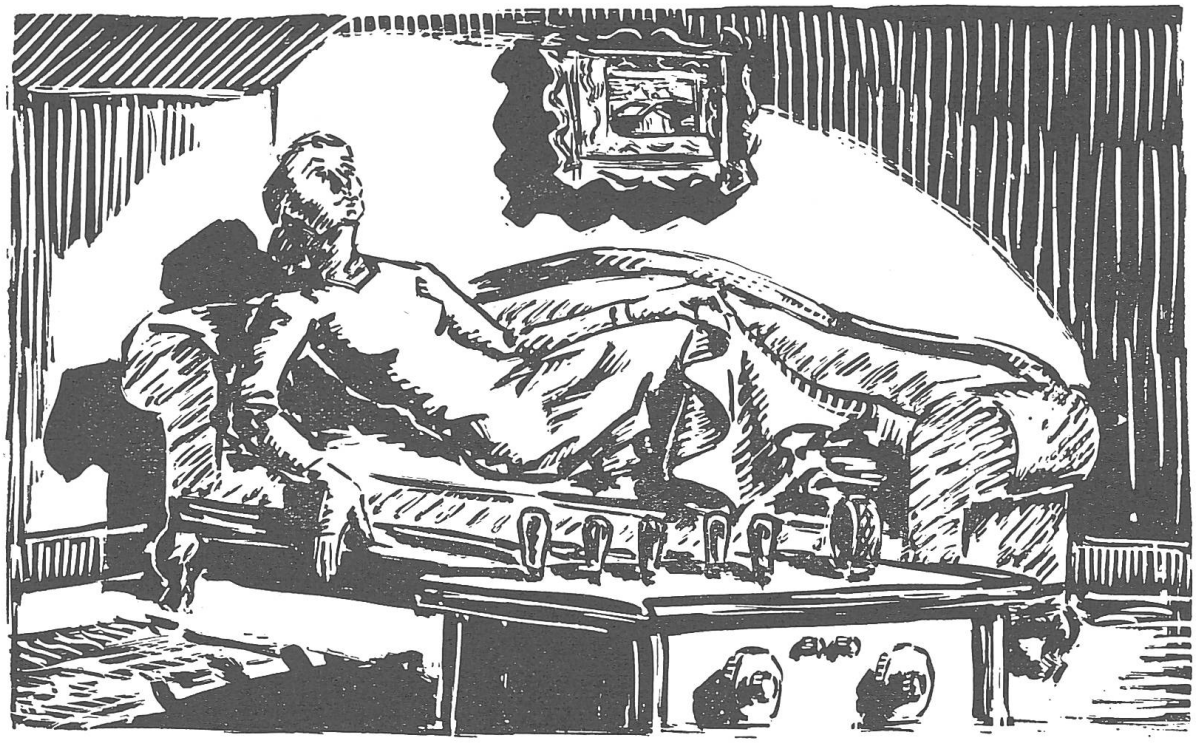
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



DER FERIENANFANG

Von Charles Tschopp

Illustration von Walter Guggenbühl

Es war der letzte Tag vor Frl. Amslers Ferien. Schon um halb sechs Uhr begann sie ihren Arbeitsplatz im Bankbureau abzuräumen. Die grau-schwarzen Aermelschoner und den grünen Augenschirm versorgte sie unter dem Pultdeckel. Sorgfältig spitzte sie die Bleistifte, damit der frische Arbeitswille nach den Ferien nicht gleich über ein so lächerliches Hindernis stolpere, wie es ungespitzte Bleistifte zu sein vermögen. Vom Kalender zupfte sie alle Blätter ab bis zum 24. August, dem Tag ihrer Rückkehr. Jetzt konnte sie es noch lächelnd vertragen, dass Ferientag um Ferientag in den Papierkorb flatterte; wie herbstlich-melancholisch wäre das Gefühl, wenn sie nach den Ferien den Kalender so entblättern müsste! Immer stand eine Vase auf ihrem Pulte. Die Blumen darin waren noch ziemlich frisch und mussten doch weggeworfen werden, so sehr es sie schmerzte; denn noch viel mehr hätte es ihr später weh getan, die verdorrten Blumen in einem faulig-grünlichen Rest des Wassers zu sehen. Die sorgfältig gesäuberte Vase versorgte sie auch im Pult, das sie alsdann langsam verschloss, die Endgültigkeit jener Drehbewegung innig auskostend.

Und dann stülpte sie noch die graue, gummierte Decke über die so oft im Tag tickende und tackende Schreibmaschine. Dabei musste sie innerlich lachen, weil sie an den Kanarienvogel dachte, den sie früher besessen hatte: Wenn dieser nicht mehr singen sollte, musste sie ihm jeweilen eine ganz ähnliche Haube über den Kanarienbauer stülpen. Zum Schlusse strich sie mit ihrer Hand über die schon ziemlich grauen, altjüngferlich zurückgekämmten Haare, wandte sich um, das gewohnte, unsymmetrische und leicht säuerliche Lächeln im Gesicht. Der Bu-

reauchef, ein alternder Mann, stand auf und gab ihr zum Abschied die Hand: « Sie glühen ja schon vor Ferienbegeisterung! » — Tatsächlich empfand sie selbst die flackernde Röte auf den Wangen.

Sie gedachte die Ferien grösstenteils daheim zu verbringen; denn sie hatte schon seit langem entdeckt, dass alles Fortgehen zur Hauptsache nur ein reizvoller Umweg für das Heimkommen ist. — Und für was einen Umweg wählen! Trotzdem wollte sie noch einige Einkäufe besorgen, damit sie die Tage ungestörter von allerlei kleinen Geschäften geniessen könnte. Beim Gange durch die Stadt spürte sie aber immer deutlicher, dass sie fieberte. « Wenn es das gibt, so hat mich jedenfalls ein Freudenfieber befallen! » meinte sie, als sie in ihre Dachwohnung eintrat.

Es war eine hübsche, kleine Wohnung, bequem möbliert. Frl. Amsler wurde ja nicht schlecht besoldet. Dazu hatte sie wohl beherzigt, was in ihrem Sparkassenbüchlein, das sie zum 12. Geburtstag erhalten hatte, vorgedruckt war: « Die klügsten Sparer sind die, welche regelmässig einlegen: denn wer bei vierprozentiger Verzinsung monatlich Fr. 10 einlegt, besitzt in 10 Jahren Fr. 1470; in 20 Jahren Fr. 3640; in 30 Jahren Franken 6850 . . . » Und sie hatte bedeutend mehr als 10 Franken während über 40 Jahren eingelegt. Besonders ihr Boudoir, wie sie es nannte, ein schon durch die Dachschräge der Langweiligkeit, die in den übrigen Räumen durch die peinliche Ordnung heraufbeschworen wurde, glücklich entronnenes Zimmerchen, atmete fast behäbige Gemütlichkeit. Frl. Amsler hatte sich regelrecht pedantische Mühe gegeben, die vielen Kissen um und auf dem Diwan in künstlerischer Unordnung hinzulegen. An der Wand hing freilich ein Bild, das die Gesinnung der Bewohnerin verriet: « die Achillesferse des Zimmers », wie ihr die etwas weniger kleinbürgerlich geartete Freundin immer wieder, aber vergeblich, vorwarf: Es war die Photographie irgendeiner Gegend in den Alpen, aufgeklebt auf dunkelgrünem

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(züritütsch)

De Bindigs-«n»

D Bindige sind wichtig und nüd eso nääbetsächli, wie Vili mäined; si mached d Spraach flüssiger und weniger bräit, as wän vom erschten und zwäite Wort d Vokaal zäme chömed.

Z. B. Mit Bindigs-« n » = « obenabe » — ooni Bindigs-« n » = « obeabe ».

Früener hät mer s Bindigs-«n» mit eme Striich tränt, z. B.:

« De säb Oepfel ist vom Baum obe-n-abe-n uf s Hanslis Chopf gfale ! »

Na der nöie Dialäktschrift vom Prof. Dr. E. Dieth hänkt mer s Bindigs-«n» iez aber grad em Wort aa. Z. B.:

« De Vatter chunt unenue »; « de Bueben iri Hose ».

S Bindigs-«n« chunt deet ane, wän s nëëchscht Wort mit eme Vokaal aafangt (i, e, a, o, u, ä, ö. ü). Z. B.:

« Gang uf d Syten use! » — « In mäischten andere Gmäinde » — « de Chinden iri Lehrer » — « i giben äis » — « won er », « wien er » — « Uf de Wisen usse fangts aa gruene. »

S Bindigs-«n» chunt aber nie deet vor, wän s nëëchscht Wort mit eme Konsonant aafangt (b, c, d, f, g, h, k, l, m, n, p, q, r, s, t, v, w, x, y, z).

« Uf säbe Bëërge häts Schnee. » — « De Puur isch uf d Wise go höie. »

De Bindigs-«n» cha mer vor eme Nääbetsatz ewäglaa, wämer vor em Bindigswort, z. B. «und» es Koma macht. Z. B.:

« D Schüeler sind palget woorde, und händ müese dine blybe. »

S Bindigs-«r»

Das chunt nu bi mänliche Wörtere voor und wie d «n»-Bindige nu dän, wän s nëëchscht Wort mit eme Vokaal aafangt. Z. B.:

Der Unggle, der erscht, der acht, der äinezwänzgischt Juni, hingäge: De Vatter, de zwäit, de sibet, de füfzäät, de dryssgischt Juni.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg, Zürich.

Die Schweiz in Europa

« Unsere Schweizerische Eidgenossenschaft ist ein politisches Gebilde, das seit Anbeginn seines Daseins zu den Staatswesen der Umwelt in schärfstem geistigen Gegensatz stand. Inmitten einer Welt, in der die Bauernmassen allerorts unter feudaler Willkürherrschaft schmachteten, begründeten unsere Väter in heissen Kämpfen eine Welt allgemeiner Bauernfreiheit und Bauernbewaffnung. Die alten Eidgenossen fragten glücklicherweise nicht, ob ihre Sonderart in das übrige Europa hineinpasse, ob ihre Staatsverfassung ‚zeitgemäss' oder ‚unzeitgemäss' sei. Furchtlos gingen sie ihren eigenen Weg, in der Ueberzeugung, eine menschenwürdigere Welt zu schaffen, und jederzeit bereit, als freie Männer den Tod der Knechtschaft vorzuziehen. Damit hinterliessen sie dem Schweizervolk eine geistige Sonderaufgabe, die für alle späteren Generationen, also auch für uns, zum Schicksal geworden ist. »

Adolf Gasser.

Filzpapier und umgeben von malerisch gruppierten, gepressten Edelweiss, das Ganze unter Glas und eingerahmt. Die Edelweiss hatte Frl. Amsler selbst auf einer Ferienwanderung gepflückt. (Zwar nicht alle. Der Buchbinder, der als Spezialist für diese Arbeit galt, besass immer einen netten Vorrat der gepressten Blumen, damit er die meist etwas kärgliche Menge, die seine Kunden brachten, vergrössern könnte.)

« Ach, ich lege mich vielleicht etwas auf den Diwan, drehe den Radio an, und das leichte Fieber wird bald vorbeigehen», dachte sie. Um die Nachbarn nicht zu stören, schloss sie die Fenster. Dann wechselte sie die Schuhe gegen die Hausfinken aus und legte sich so geniesserisch wie möglich nieder, immerhin darauf bedacht, nicht allzu viele Kissen aus der gewollten Unordnung zu bringen. Ländlermusik quietschte und tütete zuerst; dann sprach der Bauernsekretär in einem Kurzreferat über die Pflicht der Städter, zur Unterstützung der Landwirtschaft mehr Milch zu trinken. Wie Dämonenaugen glühten die Lichter des Apparates in den allmählich dunkler werdenden Raum. Es knackste und knatterte, wenn draussen das Tram vorbeifuhr. « Man könnte meinen, die Aetherwellen schlichen nur so über den Boden hin und würden von den schweren Wagen zerknittert und zerhackt », meinte sie; eine phantastische Vorstellung, die unbedingt verriet, dass sie in gehörigem Fieber lag. Bald versank sie in einen dumpfen Schlaf, während dröhnendes, kicherndes, hämisches, schreiendes Lachen eines volkstümlichen Hörspieles die nachtdunkle Wohnung durchlärmte. Erst von der Ruhe, die nachher eintrat, wurde sie wieder aufgeschreckt. Sie spürte ein Stechen im Halse so schmerzlich, wie wenn ein harter Knochen quer stecken geblieben wäre. Mit freundlicher Stimme versprach am Fussende des Diwans das Ungetüm mit den glühenden Augen « ein kleines Konzert im galanten Stil »: Das Cembalo setzte mit dünnem Gezirpe ein; eine Geige besänftigte mit süssem Ton. In den Pausen zwischen den galanten Stücken bat mit zartester Stimme der Sender einer fremden Station demütig um Einlass. Der heftige Halsschmerz löste sich. Dafür stieg heisses Blut vom Herzen empor. Frl. Amsler spürte förmlich, wie die Glut in der Wange sich hob, jetzt die Stirn zu überfluten begann und den fröstelnden Scheitel eine Weile umwellte, bis schliesslich ihr ganzes Wesen in der wohligen Wärme eingetaucht war. Sie fürchtete immer noch nicht, dass etwas Schlimmes sie befallen habe. Gewiss war sie vom Leben etwas ausgebraucht und ausgebrannt; sie glich in ihrer Krankheit dem neben einem Herbstfeuer liegenden, verkohlten Aestchen, über dessen Schwärze von Zeit zu Zeit eine Glutwelle läuft, wenn die Flamme es zufällig wieder streift. —

Die Geige schwieg endlich, das Cembalo stelzte in einem kleinen Nachspiel allein zum endgültigen Schlusse. Frl. Amsler stand plötzlich auf. Sie fühlte sich unsäglich leicht und glaubte über dem Boden zu schweben. Sie zog die Vorhänge, ordnete allerlei auf dem Tische, ging in die Küche und schaute mit Staunen zu, wie die Hände ohne ihr Zutun dieses und jenes verrichteten. Zuletzt schwebte sie mit dem Milchkrug die Treppe hinab. Es war ihr, sie würde im nächsten Augenblick hinunterstürzen, weil die Schwerkraft, von der sie verlassen schien, wieder in den Körper zurückfliessen müsse. Zugleich erfüllte sie aber doch wieder die sonderbare Gewissheit, dass nichts dergleichen geschehen werde. Fast als ein Experiment betrachtete sie das Hinaufsteigen. Es gelang schier restlos. Und wenn auch die obersten Treppenstufen ihr schwerer wurden — immerhin lang nicht so schwer wie an unverzauberten Tagen — so war daran wohl der entzaubernde Nachrichtendienst schuld: « . . . an der Börse in Zürich verkauft wurden. — Der Bundesrat hat in der Sitzung von heute morgen beschlossen . . . » So klang es gedämpft durch die Milchglasscheiben, die den Einblick in den kleinen Gang ihrer Wohnung verschleierten. Die Stimme des Sprechers erhob sich und wurde wieder schwächer, als Frl. Amsler die Türe öffnete und schloss. Und eine Weile später war im Treppenhaus nur noch ein Gemurmel zu vernehmen, weil sie nun auch noch die bisher offen gebliebene Boudoirtüre hinter sich zuklinkte.

Sie legte sich — nur für einen Augenblick, wie sie glaubte — wieder auf den Diwan. « . . . der Nationalrat genehmigte auf Antrag des Kommissionspräsidenten mit nur kleinen redaktionellen Aenderungen die Vorlage. — Aus Neuenburg meldete die meteorologische Station ein Fernbeben, dessen Ursprungsherd in der Gegend der Philippinen zu suchen ist . . . » Frl. Amsler probierte aufzupassen und zu verstehen und musste staunen, weil sie zwar lauter wohlbekannte Wörter hörte, die Sprache ihr aber trotzdem fremd und unverständlich blieb. Doch kamen ihre verwirrten Gedanken darüber gar nicht mehr zum Ende, weil sie noch während des Nachrichtendienstes gewaltsam aus dem Wachsein gerissen und in einen Schlaf gestürzt wurde, der schon eher der Bewusstlosigkeit glich. Ihr Körper zuckte zwei-, dreimal. Die hagere Hand der Schlafenden suchte etwas, wie die Hand eines Blinden, und fand schliesslich den Saum der Diwandecke, die sie ungeschickt über den Körper hinüberriss. Unter dieser Decke schrumpfte die Kranke förmlich zusammen. Mit angezogenen Beinen und gekrümmtem Rücken sank sie immer mehr in einer Mulde des Diwans ein. Der Radio schwieg; nur wie ein Hund, der von der Jagd träumt, gelegentlich leise bellt, knurrt oder jault, so knackste es hie und da im Apparat oder gelang es einem fernen Sender, einige unverständliche Wörter aus ihm zu murmeln.

Das elektrische Licht, das Frl. Amsler nicht ausgelöscht hatte, war schon lang vor dem Grau und Silber des Morgens, der durch die Vorhänge drang, klein und gelblich geworden, als mit frischem Takte der Frühturnkurs einsetzte: « . . . eins, zwei; eins und zwei; Hüftbeuge, drei, vier . . . »

« Es geht nicht mehr », seufzte die aus ihrer Betäubung wieder Erwachte. Der rasende und harte, herrische Takt des Herzens, der in den Halsschlagadern hämmerte, wollte nicht mehr zum straffen und doch gelösten Takte des Turnlehrers passen. Es tat Frl. Amsler weh, wie wenn sie einen Brief lesen müsste, in dem eine zweite Schrift rücksichtslos über die andere geschrieben wurde.

« Armschwingen vorwärts . . . »

« Ich sollte aufstehen und den Arzt holen lassen », flüsterte sie, « ich bin doch krank; Herrgott, ich bin doch krank. Das Herz verträgt das nicht mehr lang! » Und sie presste die Hand an die Schläfe,

weil dort das Klopfen des Blutes am meisten schmerzte und die Adern zu zersprengen drohte. « Ich sollte doch aufstehen . . . » Aber seltsamerweise stand sie nicht auf, wie wenn sie ahnte, dass es doch nicht mehr gelänge.

Schon setzten die Frühnachrichten ein; aber Frl. Amsler hörte nichts mehr, so sehr wurde sie allmählich jeglichem Lärm entrückt. Irgend etwas löste sich in ihrer Seele. Es war, wie wenn im Ofen einer Glockengiesserei die eckigen, harten Metallbarren und die scharfkantigen, grünrostigen Bruchstücke zerschlagener alter Glocken schmelzend vergehen, bis alles zu einer silberglänzenden Fläche zusammenfliesst. Sie lächelte: « Ich glaube fast, ich sterbe. » Zwar meinte sie, dass man eigentlich im Bette sterben sollte; aber anderseits fand sie es doch einen köstlichen Einfall des Schicksals, ihr im letzten Augenblick die Freiheit zu gewähren, der kleinbürgerlichen Etikette zu entfliehen und allen zu beweisen, dass sie im Grunde genommen gar nicht so eng und ordentlich gesinnt war, wie man gewiss gemeint hatte. Und wieder musste sie lächeln, weil der Gedanke an das Sterben ihr so unfassbar leicht und selbstverständlich vorkam. Von knatternden Geräuschen koboldartig umhüpft, kündigte der Sprecher eben den Schluss des Nachrichtendienstes an, als Frl. Amsler beseligt die Lider schloss. Vor ihrem innern Auge zogen zuerst noch mit ziemlicher Eile einige farbig leuchtende Teppiche vorbei. Deren Muster veränderten sich allmählich immer langsamer, wurden dunkler und dunkler und erloschen schliesslich . . .

* * *

« Was ist denn mit Frl. Amsler los? Sie hat Ferien und zeigt sich den ganzen Tag nie! » so meinte Frau Bolliger, die im untern Stockwerk wohnte. « Ich habe ihren Milchkrug heute morgen hinaufgetragen und vor die Türe gestellt. Dort steht er noch. » Sie bat ihren Mann, zu erforschen, ob Fräulein Amsler nicht zu Hause sei. Herr Bolliger schlich die Treppe hinauf und legte das Ohr ans Schlüsselloch. Bald musste er lachen. Er fing sogar an, mit den Händen Takt zu schlagen. Dann tänzelte er, so leise er vermochte, auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter: « Täm-temtem; täm-temtem . . . » rief er drunten, « der fehlt nichts! Tanzmusik hat die alte Jungfer auf dem Radio losgelassen . . . »

Doch der Milchkrug blieb stehen. Von einer unbestimmten Ahnung getrieben, stieg Frau Bolliger, begleitet von ihrem Mann, um halb acht Uhr selbst hinauf und klingelte schrill in das Radiokonzert der Musikgesellschaft « Konkordia » von Fahrwil hinein. Sie klingelte ein zweites, ein drittes Mal. Schliesslich drückte sie wie besessen auf den Klingelknopf nach einem Morse-Alphabet, das ihr Schrecken und Angst eingegeben hatten. Man liess den Nachbarn, einen Schlosser, mit dem Dietrich holen und trat unter den schmetternden Klängen eines Schlussmarsches der Fahrwiler in die Wohnung ein. « Verdammter Apparat! » fluchte Herr Bolliger leise zwischen den geschlossenen Zähnen hindurch, um seine Erregung abzuleiten, als sie vor dem Diwan standen; und er schlug grob den Kontaktknopf hinein. Frau Bolliger meinte unter Schluchzen: « . . . sie hätte sonst sicher den Milchkrug nicht einfach so vor der Wohnungstüre stehen lassen . . . »

Am nächsten Morgen stand mit dem Bankdirektor der Bureauchef vor dem Pulte der Frl. Amsler. Während jener über die Verstorbene sprach, versuchte dieser die Lineale etwas anders zu ordnen. Dann nahm er eines der Bleistifte aus der wannenförmigen Vertiefung des Pultes und bohrte sich, nur damit er nicht sentimental würde, die scharfe Spitze in die linke Handfläche, bis es ihm wehe tat. Und da ihm die Tränen doch aus den Augen sickern wollten, hob er die Haube von der Schreibmaschine, lächelte gezwungen und meinte: « Es ist schade, dass sie nicht mehr kommt. Die Schreibmaschine wenigstens wäre sauber und parat für sie und . . . die Bleistifte zum Diktat gut gespitzt. »